

Zeitschrift: Bulletin / Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden =
Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université

Herausgeber: Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden

Band: 44 (2018)

Heft: 1: 22

Artikel: Professorale Tugenden? : Prinzipien einer akademischen Standesmoral

Autor: Pieper, Annemarie

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-893751>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Professorale Tugenden? Prinzipien einer akademischen Standesmoral

Annemarie Pieper*

Tugend ist ein altmodisches Wort. Es erinnert an sittsame Frauen und fleissige Handwerker, an Menschen, die gottesfürchtig sind und solche, die ohne zu klagen ihre Pflicht erfüllen. Der gefestigte Charakter einer Person, durch den sich ein Individuum als Persönlichkeit ausweist, wird heute nur noch selten mit dem Wort «Tugend» beschrieben. Stattdessen sprechen wir von moralischer oder sozialer Kompetenz. Das entspricht in manchem der ursprünglichen Bedeutung von Tugend im Sinne von Nützlichkeit, Tauglichkeit für die Gemeinschaft. Ein Mensch, der sich als tauglich für die Mitmenschen erwies, indem er sich Verdienste um das Gemeinwesen und die zwischenmenschlichen Beziehungen erwarb, war gemeinschaftstauglich. Ihm sprach man Tugend zu, und damit galt er als ein vollgültiges, eben als «tüchtiges» Mitglied der Gesellschaft. Der Taugenichts hingegen taugte nichts, weil er es entweder an bürgerlichen Tugenden vermissen liess oder weil er wie die Räuber in Schillers gleichnamigem Drama ein verbrecherisches Leben führte, in welchem das Gegenteil von Tugend, nämlich das Laster dominiert.

Tugend als normatives Verhaltensmuster fordert von Wesen, die sich Moralität zuschreiben, dass sie sich anständig benehmen, ihren Mitmenschen mit Respekt begegnen, sie als Personen achten und in Notsituationen Solidarität mit den Opfern bekunden. Tugend entwickelt man also generell im Umgang mit anderen, sei es in einer Partnerschaft, sei

es im gesellschaftlichen Verbund. Im Besonderen ist Tugend eine Grundeinstellung, die für die Ausübung eines Berufs als unverzichtbar erachtet wird. Da Arbeit, insbesondere Erwerbsarbeit einen wesentlichen Bestandteil des Lebens ausmacht und das Selbstwertgefühl sich weitgehend aus beruflich erbrachten Leistungen und Erfolgen speist, ist die Verinnerlichung der Berufsmoral oder des Standesethos ein entscheidender Faktor für das Sozialprestige, für die gesellschaftliche Anerkennung, die jemandem zuteil wird.

Mit Arbeitsmoral oder Standesethos bezeichnet man einerseits die Einstellung zu der beruflichen Tätigkeit, die man ausübt, das persönliche Engagement also, mit dem man seine Kräfte im Beruf professionell einsetzt. Andererseits ist mit Berufsmoral das Ensemble jener Regeln gemeint, wie sie zum Beispiel in einem Pflichtenheft zusammengefasst sind. Solche Regeln, die verbindliche Richtlinien für das berufliche Verhalten vorgeben, stecken den jeweiligen Verantwortungsbereich ab. Sie beziehen sich je nach Tätigkeit auf den Umgang mit Materialien, mit Geräten, mit Menschen oder Tieren. Hygienemassnahmen fallen darunter ebenso wie Sorgfaltspflichten, Vorschriften über den Schutz und die Sicherheit von Mitarbeitern und Untergebenen, Kundenfreundlichkeit usw.

Die Berufsmoral stärkt nicht nur das individuelle Verantwortungsbewusstsein, sondern steckt auch den Handlungsspielraum und damit den Verantwortungsbereich ab, innerhalb dessen die Arbeitsleistung erbracht werden soll. Zugleich enthält das Pflichtenheft die Evaluationskriterien, anhand deren die Exzellenz und die Effizienz der Leistungen bewertet werden. Welche Tugenden sind es nun, die das wissenschaftliche Standesethos den Professorinnen und Professoren in ihrem akademischen Umfeld abverlangt? Was schreibt ihnen ihr Verhaltenskodex für die beiden Bereiche, in denen sie tätig sind, für Forschung und Lehre, vor? Diese Fragen richte ich – als Philosophin – vorab an grosse Vorgänger, die dazu etwas gesagt haben, das meines Erachtens nach wie vor bedenkenswert ist.

Der erste, der den Begriff der Tugend mit der Standesmoral verknüpft hat, war Platon.¹ Er unterschied am menschlichen Körper drei Kernzentren, denen er

* Carl-Güntert-Strasse 13b, 4310 Rheinfelden.

E-mail: annemarie.pieper@unibas.ch



Annemarie Pieper, Dr. phil., ordentliche Professorin für Philosophie an der Universität Basel seit 1981, emeritiert 2001. Geboren in Düsseldorf, dort Besuch der Schulen, Abitur 1960. 1960–1967 Studium der Philosophie, Anglistik und Germanistik an der Universität des Saarlandes in Saarbrücken; 1967 Promotion in Philosophie;

1972 Habilitation an der Ludwig-Maximilians-Universität München, dort 1972–1981 Universitätsdozentin/Professorin für Philosophie; Mitwirkung als Editorin in der Schelling-Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Mitglied des Stiftungsrats Nietzsche-Haus in Sils-Maria sowie der Karl Jaspers-Stiftung Basel. Lehr- und Forschungsgebiete Philosophische Ethik, Existenzphilosophie und französischer Existentialismus (Kierkegaard, Nietzsche, Sartre, Camus, Postmoderne), idealistische Denkansätze (Kant, Fichte, Schelling). Seit 2001 ausgedehnte Vortragstätigkeit. Themenschwerpunkte: Bildung, Alter, Politik, Sinn- und Wertfragen. Zahlreiche Buch- und Fachpublikationen, darunter *Satans Austreibung* (Roman), Basel 2010 und *Nachgedacht. Philosophische Streifzüge durch unseren Alltag*, Basel 2014.

¹ Zum Folgenden vgl. Platon, *Politeia*: II.–IV. Buch.

unterschiedliche Kompetenzen zuordnete: Der Kopf als Sitz der Vernunft sollte die Tugend der Weisheit ausbilden, das Herz als Hort emotionaler Beziehungen die Tugend der Tapferkeit, der Bauch als Ort des Genusses die Tugend des Masshaltens. Die Seele als nichtorganische geistige Instanz hatte darüber zu wachen, dass Kopf, Herz und Bauch ihre Kompetenzen optimal ausübten und die Grenzen ihrer Kompetenzbereiche nicht überschritten. Dies konnte jedoch nur gelingen, wenn es neben den spezialisierten Tugenden eine allen drei organischen Kernzentren gemeinsame Tugend gab, die als Bindeglied zwischen Kopf, Herz und Bauch fungierte. Dies leistet für Platon die Tugend der Gerechtigkeit. Gerechtigkeit forderte dazu auf, die jeweilige spezielle Kompetenz zum Wohl des ganzen Körpers auszuüben und ständig weiter zu entwickeln.

Platon hat dieses Modell auf seinen Entwurf eines idealen Staatswesens übertragen, das einen Drei-Stände-Staat als grossen Organismus vorsah, dessen Kopf die Politiker, dessen Herz das Militär und dessen Bauch die Bauern und Handwerker bildeten. Sie sollten zum einen das reibungslose Zusammenspiel aller drei Stände, zum anderen die allgemeine Sicherheit und schliesslich die wirtschaftliche Grundlage des Gemeinwesens gewährleisten. Ohne dies näher auszuführen skizziere ich nur die Tugend der Politiker, deren Stand aus Wissenschaftlern besteht, die während einer dreissig Jahre währenden Ausbildung ein Studium Generale absolvieren und sich dabei die Grundlagen sämtlicher zur Zeit Platons verfügbaren Wissenschaften aneignen. Platon verabscheute eine demokratische Verfassung, weil sie die politischen Entscheidungen einer unqualifizierten Mehrheit überliess. Dass er damit in mancher Hinsicht durchaus Recht hat, zeigen die heutigen Verhältnisse, die es jedem Dummkopf erlauben, in die Politik zu gehen, mit null Ahnung von Wissenschaft und ohne jegliche soziale Kompetenz. Es verwundert nicht, dass eine Mehrheit sich in einer solchen Figur wiedererkennt und sie deshalb wählt.

Die Tugend der Weisheit hingegen verpflichtete die Archonten in Platons utopischem Staat zur strikten Förderung des Gemeinwohls durch vernünftige Zielsetzungen und kluge Planung der Wege zu deren Verfolgung. Ihnen oblag zugleich die Ausbildung der Kinder nach Massgabe der jeweils vorhandenen Talente und Interessen, die ihre Zuordnung zu einem der drei Stände nahelegte.

Eine solche Elite wird in den heutigen Zeiten, in denen das Mittelmass als erwünscht gilt, mit scheelen Augen betrachtet. Und ein so umfassendes Wissen, verbunden mit einem Höchstmass an sozialer Kom-

petenz, ist kaum noch bei jemandem zu finden. Fragen wir daher einen Philosophen des 18. Jahrhunderts, welche Tugenden er mit dem Professorenstand verband. Johann Gottlieb Fichte, neben Schelling und Hegel einer der drei deutschen Idealisten, hat 1794/95 unter dem Titel «Von den Pflichten der Gelehrten» in Jena eine Vorlesung gehalten, die von Hörern aller Fakultäten besucht werden konnte. Im Zentrum seiner Überlegungen steht der Freiheitsbegriff. «Wechselwirkung durch Freiheit» sei der positive Charakter der Gesellschaft.² «Nur derjenige ist frei, der alles um sich herum frei machen will.»³

Fichte sieht die gesellschaftlichen Interaktionen als ein gegenseitiges Geben und Nehmen, basierend auf dem Mitteilungstrieb und dem Trieb, Wissen zu empfangen. Dadurch sollen die natürlichen Unterschiede zwischen den Menschen, durch die einige bevorzugt, andere benachteiligt seien, ausgeglichen werden. Vorzüglich der Gelehrte habe dafür zu sorgen, «dass jedes Individuum mittelbar aus den Händen der Gesellschaft die ganze vollständige Bildung erhalte, die es unmittelbar der Natur nicht abgewinnen konnte.»⁴ Fast ein Jahrhundert vor Marx und Engels ist Fichte davon überzeugt, dass der Staat «auf seine eigene Vernichtung aus [ist]; es ist der Zweck aller Regierung, die Regierung überflüssig zu machen.»⁵

Die Gelehrten sind gleichsam die Vorreiter bei der Beseitigung aller Hierarchien. Sie sind verpflichtet, «die Vervollkommnung der Gattung» voran zu treiben, indem sie darauf hinwirken, dass jeder der Gesellschaft zurückgibt, was er von ihr empfangen hat. «Der Gelehrte ist ganz vorzüglich für die Gesellschaft bestimmt: er ist, insofern er Gelehrter ist, mehr als irgendein Stand, ganz eigentlich nur durch die Gesellschaft und für die Gesellschaft da; er hat demnach ganz besonders die Pflicht, die gesellschaftlichen Talente, Empfänglichkeit und Mitteilungsfertigkeit, vorzüglich und in dem höchstmöglichen Grade in sich auszubilden.»⁶

«Ich bin ein Priester der Wahrheit» erklärt Fichte nicht ohne Pathos seiner jungen Zuhörerschaft, die er als seine künftigen Kollegen anspricht, denen er das akademische Ethos ans Herz legt. «Ich bin ein Priester der Wahrheit», und es sei unredlich, die Wahrheit für sich zu behalten, «sich vor seinen Mitmenschen zu verschließen, und seine Bildung ihnen

² J.G. Fichte, Von den Pflichten der Gelehrten, Jenaer Vorlesungen 1794/95, hg. v. R. Lauth, H. Jakob, P.K. Schneider, Hamburg 1971, S. 16.

³ Ebenda, S. 18.

⁴ Ebenda, S. 25.

⁵ Ebenda, S. 16.

⁶ Ebenda, S. 38f.

unnützlich zu machen, denn eben durch die Arbeit der Gesellschaft ist er in den Stand gesetzt worden, sie sich zu erwerben, sie ist in einem gewissen Sinne ihr Produkt, ihr Eigentum.»⁷ Ein seiner Verantwortung gegenüber der Gesellschaft bewusster Gelehrter müsse (1) sich ununterbrochen weiter bilden; (2) über die Fortschritte der übrigen Stände wachen; (3) offen sein für fremde Meinungen und Darstellungsarten; (4) seine Forschungsergebnisse ohne Zwangsmittel oder Täuschungsversuche kommunizieren und (5) bei seinen Anstrengungen zur Förderung der «sittlichen Veredlung» der Menschheit durch sein eigenes gutes Beispiel vorangehen.⁸

Was Fichte hier als die zum wissenschaftlichen Ethos zählenden Pflichten der Gelehrten auflistet, gehört auch heute ins Pflichtenheft von Wissenschaftlern. Dass diese hin und wieder in Erinnerung gerufen werden müssen, zeigen die jüngsten Verstöße gegen die akademische Berufsmoral, sei es in Zürich, wo eine Professorin über zehn Jahre lang ihre Doktorandinnen und Doktoranden drangsaliert und ausgenutzt haben soll, sei es hier in Basel, wo ein Professor die von einer Schülerin erbrachten Leistungen als Resultat seiner eigenen Forschung ausgegeben haben soll. Ich glaube anhand meiner langjährigen Erfahrungen, die ich sowohl als Studentin wie als Professorin gemacht habe, sagen zu dürfen, dass dies keine Einzelfälle, aber auch nicht die Regel sind. Wo es Hierarchien gibt, besteht immer die Gefahr, dass ein Machtgefälle von oben nach unten missbraucht wird – und dies unter dem Deckmantel der Sorgfaltspflicht, die dazu nötige, auf die Auszubildenden zu deren eigenem Besten einzuwirken.

Dies ist besonders fatal an Bildungsstätten, die den Zweck der Vervollkommnung haben und mündige, selbstverantwortliche Menschen auf den Weg bringen sollen. Lehrer-Schüler-Verhältnisse schaffen aufgrund des Wissensvorsprungs auf der Lehrerseite Abhängigkeiten auf der Schülerseite. Fichtes Vorschlag, sich die Schüler in ihren späteren Berufen vorzustellen und sie wie künftige Kollegen zu behandeln, scheint mir hilfreich, um die Abhängigkeit zu relativieren. Frei ist, wer alles um sich herum frei machen will – so (wie bereits erwähnt) seine Maxime, die von vornherein alles ausschliesst, was bei der Vermittlung von Wissen auf Unterdrückung und Ausnutzung Abhängiger hinausläuft. Zumal sich dadurch auch die Lehrenden unfrei machen. Fichte hierzu: «Wir sind selbst noch nicht zum Gefühl unserer Freiheit und Selbsttätigkeit gereift; denn sonst müssten wir notwendig um uns herum uns ähnliche,

d.i. freie Wesen sehen wollen. Wir sind Sklaven und wollen Sklaven halten. [...] Jeder, der sich für einen Herrn anderer hält, ist selbst ein Sklave.»⁹

Platon und Fichte wiesen der Scientific Community eine doppelte Aufgabe zu: junge Menschen (Männer muss ich hier genauer sagen, denn weibliche Gelehrte kommen bei ihnen nicht vor); also junge Männer einerseits mit dem jeweils erreichten Stand der Wissenschaft vertraut zu machen und sie andererseits zu vollwertigen Mitgliedern der Gesellschaft zu erziehen, die sich ihrerseits darum bemühen würden, den nach ihnen kommenden Generationen jene Pflichten vorzuleben, deren Ausübung die grösstmögliche Freiheit aller gewährleistet. Es sind idealistische Konzepte einer ethischen Grundeinstellung. Fichte ist sich bewusst, dass nur eine Annäherung an das Ziel einer ununterbrochen an ihrer Selbstvervollkommnung arbeitenden Gesellschaft ins Auge gefasst werden kann, aber wir bräuchten solche Ideale als Massstäbe für die Beurteilung bestehender Missstände und zugleich als Orientierungshilfe für unser Handeln.

Platons Lehrer Sokrates übrigens teilte die Ansicht, dass die Wissensvermittlung mit einer Einübung in moralisches Verhalten einhergehen müsse, um langfristig Machtmissbrauch, Korruption und Lasterhaftigkeit in allen gesellschaftlichen Bereichen auszurotten. Aber er glaubte nicht, dass dieses Ziel gleichsam *top-down* erreicht werden könne: durch eine ethisch versierte politische Elite. Sokrates entschied sich für die *bottom-up* Methode. Er begab sich auf den Markt, um mit den Leuten, die er dort antraf, zu diskutieren und sie mittels geschickter Fragetechnik dazu zu bringen, ihre eigene Urteilskraft zu schulen, ihre Vorurteile zu hinterfragen und aus kritischer Distanz über die anstehenden Probleme nachzudenken.

Nach Platon und Fichte möchte ich noch Friedrich Nietzsche zu Wort kommen lassen. Nietzsche ist insofern interessant, als er 1869 im Alter von nur 24 Jahren – Student in Leipzig und noch nicht einmal promoviert – nach Basel berufen wurde, wo er nach rasch absolvierter Promotion gleich als ausserordentlicher Professor der klassischen Philologie Latein- und Griechischunterricht zu erteilen hatte: sowohl an der Universität als auch am Gymnasium. Drei Jahre später hielt er fünf Vorträge «Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten», in denen er sich kritisch mit dem Bildungsniveau von Lehrenden und Lernenden auseinandersetzt. Den grössten Teil der Professoren hat er schon vorher in seinen *Unzeitgemässen Betrachtungen* als «Bildungsphilister» bezeichnet, die

⁷ Ebenda, S. 30.

⁸ Ebenda, S. 41.

⁹ Ebenda, S. 18.

anstatt selbst zu forschen sich bei den Klassikern bedienen. «Ein Leichnam ist für den Wurm ein schöner Gedanke und der Wurm ein schrecklicher für jedes Lebendige. Würmer träumen sich ihr Himmelreich in einem fetten Körper, Philosophieprofessoren im Zerwühlen Schopenhauerischer Eingeweide, und so lange es Nagethiere giebt, gab es auch einen Nagethierhimmel. Der [Bildungsphilister] haust in den Werken unsrer grossen Dichter und Musiker wie ein Gewürm, welches lebt, indem es frisst, anbetet, indem es verdaut.»¹⁰

Es fehlt aus Nietzsches Sicht den Lehrenden an Originalität in Bezug auf den Wissensstoff, den sie ihren Schülern vermitteln sollen. Und denjenigen, die noch selbst forschen, wirft er später in der *Fröhlichen Wissenschaft* eine Verengung ihres Horizonts durch einseitige Spezialisierung vor. «An dem Buche eines Gelehrten ist fast immer auch etwas Drückendes, Gedrücktes: der <Specialist> kommt irgendwo zum Vorschein, sein Eifer, sein Ernst, sein Ingrim, seine Ueberschätzung des Winkels, in dem er sitzt und spinnt, sein Buckel, – jeder Spezialist hat seinen Buckel – Ein Gelehrten-Buch spiegelt immer auch eine krummgezogene Seele.»¹¹ Ein solcher verbogener Gelehrter gleiche einem Fabrikarbeiter, der sein Leben lang höchste Perfektion darin erlangt habe, «eine bestimmte Schraube oder Handhabe» auszuführen, darüber hinaus aber nichts anderes als nur genau dies könne, ausserstande, grössere Zusammenhänge zu erkennen.¹² Der Gießener Philosoph Odo Marquard hat die Exzellenz dieses Fachgelehrtentums einmal so charakterisiert, dass wir immer mehr über immer weniger wüssten.

Wenn es den Lehrenden schon an einem Überblick über das Ganze fehlt, zu dem ihre Spezialgebiete gehören, umso mehr schaden sie ihren Schülern, die das Spezialwissen für das Ganze nehmen. In seinen Vorträgen über die Zukunft der Bildungsanstalten zieht der 27-jährige Nietzsche vor allem gegen die Unfähigkeit der Professoren zu Felde, ihre Studenten bei ihren Lernprozessen anzuleiten. Nietzsche gebraucht in diesem Zusammenhang den heutzutage belasteten Begriff eines Führers, den die Studenten vor allem zu Beginn ihres Studiums dringend benötigten, anstatt von ihrer akademischen Freiheit zu schwafeln, die ihnen das Recht gäbe, zu tun und zu lassen, was ihnen beliebt. «... alle Bildung fängt mit dem Gegentheile alles dessen an, was man jetzt als akademische Freiheit preist, mit dem Gehorsam, mit der Unterordnung, mit der Zucht, mit der Dienst-

barkeit. Und wie die grossen Führer der Geführten bedürfen, so bedürfen die zu Führenden der Führer: hier herrscht in der Ordnung der Geister eine gegenseitige Prädisposition, ja eine Art von prästabiler Harmonie.»¹³

Führer, Gehorsam, Zucht, Unterordnung – lauter Wörter, die in uns ungute Assoziationen hervorrufen. Aber genau dies war nicht Nietzsches Intention: Mit «Zucht» meinte er den Prozess der Erziehung, der in die Selbstständigkeit münden sollte. «... das Individuum muss seiner Ansichten und Absichten zeitig froh werden, um ohne Krücken, allein gehen zu können. Deshalb wird es schon früh zur Produktion und noch früher zu scharfer Beurteilung und Kritik angehalten.»¹⁴ Das Wort «Führen» bezieht sich bei Nietzsche auf die Autorität des Professors, der aufgrund seines Wissensvorsprungs von seinen Schülern fordern darf, dass sie seine diesbezügliche Überlegenheit anerkennen und ihm in dem, was er ihnen vermitteln möchte, folgen, damit sie sich am Ende des Studiums auf gleicher Augenhöhe begegnen können, der Geführte also selber als Führer tauglich ist.

Heutzutage wird für die höheren Kader in den jeweiligen Berufssparten «Führungstärke» als Qualitätsausweis verlangt – eine Tugend, die im übrigen auch im Pflichtenheft anderer Führer zu finden ist: Der Lokomotivführer muss sein Gerät beherrschen; er ist verantwortlich dafür, dass die Passagiere zeitig und wohlbehalten an ihr Ziel gelangen. So wie der Bergführer seinen Berg und die Tücken der Wege kennen muss, weil er verantwortlich ist für die Sicherheit der von ihm Geführten, von denen er seinerseits verlangen kann, dass sie seine Anordnungen strikt befolgen. In der Erziehung liegt der Fall etwas anders. Während weder der Lokomotivführer noch der Bergführer die von ihm Geführten selber zu Führern machen will – ausser er ist Ausbilder, ist genau dies die Absicht professoraler Führung. Nietzsche zieht zur Veranschaulichung als Metapher das Orchester heran. Der Dirigent ist der Führer der Musiker, die entsprechend ihren Begabungen verschiedene Instrumente spielen. Sie müssen üben, üben, üben, um gut zu spielen, müssen lernen die Partitur zu lesen, und dem Taktstock des Dirigenten gehorchen, damit das Konzert gelingt.

Der junge Nietzsche beklagt das Fehlen von Dirigenten unter seinen Kollegen. Deren Mangel schon an den Schulen habe zu einer Verwilderung der sprachlichen Fähigkeiten der jungen Leute geführt.¹⁵ «Mit

¹⁰ F. Nietzsche, *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe (KSA)*, 15 Bde., München 1980. KSA 1, 188.

¹¹ KSA 3, 614.

¹² KSA 1, 670.

¹³ KSA 1, 750.

¹⁴ KSA 1, 738.

¹⁵ KSA 1, 676.

der richtigen Gangart der Sprache aber beginnt die Bildung», so Nietzsche.¹⁶ Die Vernachlässigung der Sprache führe auch zu einer sittlichen Verrohung. Mir scheint, dass sich hier bereits etwas bestätigt, was wir heute in den sozialen Medien zuhauf finden. Hingerotzte Twitter-Brocken bis hin zu Schmähungen und Hasstiraden bei Facebook und Co., meistens in schlechtem Deutsch verfasst, zeugen nicht nur von fehlendem Anstand, sondern insgesamt vom Niedergang eines Bildungsniveaus, das man früher als Allgemeinbildung bezeichnet hat.

Nietzsche führte das sprachliche Versagen der Studenten auf ein falsches Vorbild zurück. Zeit seines Lebens zog er gegen Journalisten zu Felde, nicht weil sie, wie man ihnen heute oft unterstellt, Fake-News verbreiten, sondern weil sie als «papierne Sklaven des Tages»¹⁷ keine grosse Literatur schreiben können. Diese von Nietzsche verachteten «Zeitungsfabrik-Arbeiter»¹⁸ erbrechen jeden Tag ihre Galle, weil es ihnen als «Diener des Augenblicks» verwehrt ist, etwas wirklich Substantielles zu Papier zu bringen, weshalb sie insgeheim echte Schriftsteller beneiden. Nietzsche hielt die Journalisten für «entartete und entgleiste Bildungsmenschen»,¹⁹ die es nicht geschafft hätten, ihren literarischen Ansprüchen zu genügen und aus der Not eine Tugend machten, indem sie die verkürzte und dem Verfallsdatum unterliegende journalistische Schreibe hochjubelten zum Standarddeutsch. Nietzsche zog daraus die Konsequenz, «nächstens wieder Lateinisch zu sprechen, weil ich mich der verhunzten und geschändeten Sprache schäme.»²⁰

Anstatt nun diesem Trend zum Journalismus etwas entgegenzusetzen, hätten die Professoren, so Nietzsches Vorwurf, sich deren barbarischen Stil zu eigen gemacht und damit der allgemeinen Unbildung weiter Vorschub geleistet. Mit ihrem Vorbildcharakter, der eine «künstlerisch ernste und strenge Gewöhnung im Gebrauch der Muttersprache»²¹ voraussetze, hätten sie ihre Führungsstärke verloren, d.h. sie taugten nicht mehr als Lehrer, da ihnen ihre Grundtugend abhanden gekommen ist. Mir scheint, dass dies ein Punkt ist, der auch heute noch insbesondere in der Lehre von Gewicht ist. Schon als Studentin habe ich mich oft geärgert über den schlechten Vortragsstil der Professoren. Tief über das Pult gebeugt haspelten sie ihre Manuskripte herunter in einer Sprechweise, die stark zu wünschen übrig liess. Ihnen fehlte eine gute Sprecherziehung, und auch

Rhetorikkurse waren ihnen fremd. Manchmal hatte ich den Eindruck, sie wollten gar nicht verstanden werden, wenn sie Endsilben verschluckten und falsch betonten, oder als sei es eine Zumutung für sie, in einem Hörsaal vor Studierenden zu sprechen. Dabei hat Nietzsche schon mit einem scherzhaften Unterton behauptet, das Ohr sei der Studenten Nabelschnur zur Universität. Bildung gehe aus dem Mund des Professors ins Ohr der Studenten, alle Erziehung zur Bildung geschehe akroamatisch.²² Aber um zu verstehen, was der Professor sagt, muss dieser erst einmal verständlich sprechen, sonst hört der Student nicht mehr zu und lässt sich entsprechend auch nicht zum Mitdenken anregen.

Seit Nietzsches Professorenzeit im ausgehenden 19. Jahrhundert hat sich in der Lehre etwas verändert. Hatten wir zuerst den *linguistic turn*, dann den *iconic turn* und jetzt den *digital turn*, so blieben diese Paradigmenwechsel nicht ohne Einfluss auf den Rede- und Vortragsstil. Vieles wurde durch die Computertechnik vereinfacht, und selbst der Kunsthistoriker muss heute seine Vorlesung nicht mehr mit Dias bestreiten. Als ich die Universität verlassen habe, war die Umstellung auf digitale Hilfsmittel in vollem Gang, und ich habe für meine Vorträge, die dann vorwiegend nicht mehr vor einem akademischen Publikum, sondern vor Leuten aus dem Bildungsbürgertum stattfanden, versucht, Kapital aus den neuen Medien zu schlagen, bin dann aber nach einiger Zeit wieder zu meinen alten Gewohnheiten zurückgekehrt: ganz im Sinne Nietzsches ausgearbeitete Texte vorzubereiten und gut verständlich vorzutragen – auf dass sie den Weg vom Mund ins Gehör fanden.

Natürlich unterscheiden sich die Vortragsformen naturwissenschaftlicher und geisteswissenschaftlicher Texte; das haben sie schon immer getan. Unterschiedliche Wissenskulturen bedingen unterschiedliche Formen der Präsentation. Für die Vermittlung naturwissenschaftlicher Forschungsergebnisse sind Bilder, Graphiken und Tabellen unentbehrlich. In den Geisteswissenschaften hingegen braucht man dergleichen weniger. Ich habe seinerzeit Platons Höhlengleichnis an der Tafel entwickelt und dabei den Weg von den sinnlichen Wahrnehmungen bis hin zu den Ideen schrittweise aufgezeichnet. Man kann auch den umgekehrten Weg gehen und am fertigen Bild den Zusammenhang rekonstruieren. Aber ich persönlich finde nach wie vor den Weg von den Teilen zum Ganzen instruktiver.

Was mich jedoch nach wie vor immens stört, ist die Unsitte geisteswissenschaftlicher Kollegen, in

¹⁶ KSA 1, 685.

¹⁷ Geburt der Tragödie; KSA 1, 130.

¹⁸ KSA 1, 684.

¹⁹ KSA 1, 746.

²⁰ KSA 1, 675.

²¹ KSA 1, 685f.

²² KSA 1, 739f.

Ermangelung von Bildern Texte an die Wand zu projizieren. Solange es sich noch um Zitate anderer Autoren handelt, auf die man sich bezieht, mag dies angehen. Aber den Text, der vorgetragen wird, noch dazu in der üblichen schlechten Manier, an der Wand sichtbar zu machen, führt zu einer Verlagerung der Rezeption vom Ohr aufs Auge, vom Hören auf das Sehen. Man schaltet das Gehör bis zu einem gewissen Grad ab und konzentriert sich auf das Geschriebene. Eigentlich macht sich der Vortragende auf diese Weise selbst überflüssig, und die Vorlesung verliert an Lebendigkeit, was sich auch nicht dadurch wettmachen lässt, dass der Redner, ausgestattet mit einem Head-Set, durch das Publikum wandert, um das, was vorn auf der Leinwand geschrieben steht, zu kommentieren. Es wundert mich nicht, dass bereits mit Robotern im Hörsaal experimentiert wird, unter der Devise: Inhaltsvermittlung digital, Inhaltsvertiefung analog.

Ich merke bei meinen heutigen Vorträgen, dass das Publikum, gewöhnt an kurze Sprachhäppchen, eben Twitter-Deutsch oder -Englisch, längeren Sätzen kaum noch folgen kann. Schon ein Relativsatz macht vielen Mühe. Ich persönlich finde das schade, aber so ist halt die Zeit. Umso mehr genieße ich Vorträge von Kollegen meiner Generation, die noch in alter Manier ihre Thesen entwickeln. Und ich finde nach wie vor, dass Redner und Vortragende eine ordentliche Sprecherziehung benötigen, damit das, was noch aus ihrem Mund kommt, sich aufgrund seiner verständlichen Artikulation gut anhört. Exzellente Sprachfähigkeit ist eine professorale Tugend, die gepflegt werden sollte – auch von denen, die nicht unmittelbar mit sprachlichen Gebilden zu tun haben.

Noch ein letztes, dann höre ich auf zu meckern. Die digitale Präsentation wissenschaftlicher Vorträge vor einem mehr oder weniger mit der Sache vertrauten Publikum krankt oft daran, dass sie nicht richtig vorbereitet und zeitlich abgestimmt ist. Der/die Vortragende hält ein ganzes Konvolut, manchmal eine komplette Vorlesung parat, aus der dann das zum

Thema Passende während der Präsentation ausgewählt wird. Ständig wird ein Modul überschlagen, doch so, dass man beim Blättern ungefähr sieht, was man noch alles zum Thema sagen könnte. Das soll den Eindruck umfangreichen Wissens und entsprechend gewichtiger Kompetenz erwecken soll. Es gäbe ja noch so viel auszuführen, aber leider: die Zeit drängt.

Momentan wird diskutiert, ob Hochschulen Lehrstrategien benötigen, um die Lehre insgesamt zu optimieren und nicht dem individuellen Gutdünken der Lehrenden zu überlassen. Während die einen sich davon eine Verbesserung der Lehrkultur versprechen, führen die anderen die Freiheit der Wissenschaften ins Feld, die es den Einzelnen erlaube, nach ihrem eigenen Gutdünken zu verfahren. Wahrscheinlich liegt die Lösung in der Mitte, wenn man davon ausgeht, dass Forschung nicht im einsamen Kämmerchen betrieben wird, sondern im Austausch mit Kolleginnen und Kollegen, so dass es sicher nicht schaden würde, wenn auch in Bezug auf die Lehre etwas mehr Teamarbeit zum Zuge käme.

Ein kurzes Fazit: Es sollte das akademische Standesethos bzw. die professorale Berufsmoral problematisiert werden. Deren Veraltengeschwindigkeit ist sehr viel geringer als es die Wissensinhalte sind, die vermittelt werden. Deshalb habe ich mir erlaubt, die Ansichten klassischer Philosophen in den Mittelpunkt meiner Ausführungen zu rücken. Ich wollte deutlich machen, dass an Universitäten, solange sie noch Bildungsstätten und nicht blosse Ausbildungsstätten sind, es in der Verantwortung der dort Lehrenden liegt, dass sie nicht nur ihr jeweiliges Fach in Forschung und Lehre entsprechend den wissenschaftlichen Standards vertreten, sondern auch Sorge tragen für die Motivierung der Studierenden, eigenständig zu arbeiten und ihr selbstkritisches Reflexionspotential zu entwickeln. Das setzt voraus, dass die Lehrenden selber ein gutes Vorbild dafür abgeben. ■